

Anglomania. Europas englischer Traum [Ian Buruma]

Autor(en): **Altmann, Gerhard**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **52 (2002)**

Heft 3: **Osmanische Diaspora = Diaspora ottomane**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tes Geschichtsbild vermitteln? Dieser Frage wird im Schlusskapitel an verschiedenen Stellen nachgegangen. Denn in der Tat entwickelte sich die Geschichte der Schweiz über Jahrzehnte hinweg in einer einseitigen Perspektive. So betont der Bericht zu Recht, dass lange eine unilaterale, auf einem subjektiven Mobilisationsgeist beruhende Interpretation vorgeherrscht habe. In dieser dominierte das positiv konnotierte Konzept Widerstand-Unabhängigkeit-Neutralität, während die Angleichungen, Dienstleistungen und Kompromisse heruntergespielt oder verschwiegen wurden – Bereiche, die nun die UEK mit aufzuhellen half.

Der Schlussbericht, das sei noch einmal unterstrichen, ist keine umfassende und abschliessende Geschichte der Schweiz. Der von den politischen Instanzen definierte Auftrag sah dies auch nicht vor, obwohl einige ungeschickte Worte des Bundesrates die Erwartung weckten, die Ergebnisse der Kommission würden eine endgültige Gesamtwürdigung der Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges bringen. In der «Erklärung des Bundesrates anlässlich der Veröffentlichung des Schlussberichtes» (22. März 2002) wird dann aber richtigerweise präzisiert: «Die UEK hat mit ihren Arbeiten nicht den Anspruch erhoben, die vollständige Geschichte der Schweiz und der Schweizer Bevölkerung während des Zweiten Weltkrieges zu schreiben; dies entsprach auch nicht ihrem Auftrag.»

Der Schlussbericht wird, so wage ich zu vermuten, die in der Öffentlichkeit noch bestehende historiographische Schieflage nicht unmittelbar ändern. Gewisse politische oder vaterländische Kreise – deren Interessen allerdings eher in den aktuellen politischen Auseinandersetzungen als in der Geschichte liegen – werden zudem die Polemik um diese Vergangenheit noch einige Zeit auszuschlachten wissen. Aber die Fakten sind da, von der UEK reichhaltig aufgearbeitet und verständlich dargelegt. Selbst wenn noch zahlreiche dieser Forschungsergebnisse bestritten, ja sogar revidiert werden müssten, so hat die Arbeit der UEK doch entscheidend mitgeholfen, den Weg für eine fruchtbare Öffnung der Historiographie der Schweiz zu ebnen.

Hans Ulrich Jost, Lausanne

Allgemeine Geschichte / Histoire générale

Ian Buruma: **Anglomania. Europas englischer Traum.** München/Wien, Hanser, 2002. 398 S.

Einem weitverbreiteten Bonmot zufolge kann sich England glücklich schätzen, Exzentriker zu besitzen, wo andere unter Extremisten leiden. Es handelt sich hier um eine von vielen klischeehaften Zuschreibungen, die gerade in ihrer Überspitzung eines Körnchens geschichtsmächtiger Wahrheit nicht entbehren. Ian Buruma, niederländischer Publizist und Koautor des provokanten Manifests «Occidentalism», lässt drei Jahrhunderte europäischer Anglomanie Revue passieren und intoniert dabei eben jene Themen, die auf dem schmalen Grat zwischen greifbaren Fakten und spleenhafter Karikierung angesiedelt sind. Doch letztere genießen ja spätestens seit der Entdeckung «erfundener Traditionen» höchste Aufmerksamkeit in Historikerkreisen und degradieren das, was man früher unschuldig Tatsachen nannte, nachgerade zu heuristischen Hilfstruppen.

Die von Voltaires Schriften um 1760 ausgelöste Anglomanie, die Buruma mit dem angloamerikanischen Kult der 1960er Jahre vergleicht, fusste in erster Linie auf der vermeintlich sozial befreienden Wirkung, die das britische Gesellschaftsmodell entfaltete, wiewohl die «old corruption» der Whigoligarchen kaum dazu

angetan war, europäische Beobachter in Verzückung zu stürzen. Im frühen 19. Jahrhundert entstanden in Wörlitz und Muskau Landschaftsgärten, welche die in England praktizierte Bändigung der Natur bei gleichzeitiger Wahrung ihrer organischen Unversehrtheit kopierten. Auch hierin spiegelte sich die kontinentalanglomane Sehnsucht nach einer Tradition und Fortschritt verquickenden Ordnung. Während die kontinentale Anglomanie gemeinhin die als englisch empfundenen sozialen Gepflogenheiten zum Leitstern erhob, verklärte die deutsche Romantik eher das unverbildet-ungestüme Schottland, den Ossianismus mit seinen apolitischen Kraftmenschen. Selbst der Engländer Shakespeare wurde in dieser Perspektive von Goethe, aber auch den Nationalsozialisten als Galionsfigur eines ästhetischen Idealismus vereinnahmt, der eine Brandmauer zwischen sich und den auf Profit erpichten Krämerseelen errichtete. Letztere verkörperten übrigens – in den Augen Anglophober – Engländer nicht weniger idealtypisch (ein Gedankenkonstrukt, das sich besonders plastisch in der deutschen Kulturpropaganda des Ersten Weltkriegs niederschlug).

Der zu kurze Völkerfrühling von 1848 schwemmte eine Vielzahl politischer Emigranten an die Gestade Britanniens und wirkte so wie ein neuer Katalysator der Anglomanie: galt das Vereinigte Königreich doch nun – von der Gloriole der Parlamentsreform ohnehin ins schillernde Licht des liberalen Musterstaats getaucht – als sichere Heimstatt kujonierter Nationalhelden und freizügiger Denker wie Garibaldi, Kossuth oder Marx. Aber auch die zuvorstetig gesellschaftlich verankerten Charakteristika des English way of life schlugen viele Kontinentale nach wie vor in ihren Bann. Baron de Coubertin beispielsweise kaprizierte sich auf Dr. Arnolds Rugby als Reifikation des olympischen Ideals und deutete die moralische Revolution, die Arnolds Reform gezeitigt habe, als unblutige Spielart des jakobinischen Furors. Britische Privatschulen erfreuen sich nicht von ungefähr bis heute des Rufs, die unübertroffene Pflanzstätte des Gentleman zu sein. Um nur ein weiteres Beispiel der Anglomanie am Fin de Siècle anzuführen: Theodor Herzls Palästinaraum sollte sich vorzugsweise in Gestalt eines «England im Kleinen», als jüdische Dependence des britischen Empire, verwirklichen. Nach der Oktoberrevolution und Hitlers Machtergreifung prägte eine neue Generation prominenter Flüchtlinge das Bild vom «Immigrantenarkadien» (S. 342). Die zwischen die Mühlsteine des Totalitarismus Geratenen fanden im «Märchenland des common sense» (S. 366) ein quasi natürliches Refugium. Zum Dank strickten Isaiah Berlin, Nikolaus Pevsner, Lewis Namier und Friedrich von Hayek kräftig am anglophilen Mythos, der – wenn der Eindruck nicht trügt – den Untergang des Empire sowie die privatisierte Eisenbahn ohne grössere Blessuren überdauert hat und nicht zuletzt von seiner proteischen Eigenschaft zehrt, Unvereinbares scheinbar mühelos unter einen Hut zu bringen.

Zwei Ergebnisse bleiben festzuhalten. Zum einen war es offenbar ausgerechnet einer «Nation gehemmter Konformisten» (S. 153) vergönnt, nicht nur eine traditionsverhaftete Kultur mit einer offenen Gesellschaft und liberalen Institutionen zu verknüpfen, sondern auch von allen Seiten des politisch-geistigen Spektrums bewundernde Blicke auf sich zu lenken. Zum anderen schaukelten sich Fremd- und Selbstwahrnehmung Grossbritanniens wechselseitig hoch, so dass in der Wolle gefärbte Euroskeptiker heute mit Argumenten fechten, die kontinentale Anglophile einst geschmiedet hatten. An diesem Punkt offenbaren sich freilich die Schattenseiten einer jedweden Manie. Je näher Burumas zuweilen etwas ausschweifende Darstellung der Gegenwart rückt, desto mehr verliert sie sich im

Anekdotenhaft-Autobiographischen. Dabei bedarf gerade die Untersuchung «erfundener Traditionen» einer besonders tragfähigen Analyse, die sich durchaus – wie von Buruma streckenweise gezeigt – in Form skizzenhaft-zuspitzender Vignetten vollziehen kann.

Gerhard Altmann, Freiburg i.Br.

Jens Heisterkamp (Hrsg.): **Die Jahrhundertillusion, Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker, Steiners Kritik und die Frage der nationalen Minderheiten heute.** Frankfurt a.M., Info3-Verlag, 2002, 229 S.

Den Anstoss für diesen Sammelband gab das Desiderat, die ungehört gebliebene Kritik Rudolf Steiners (1861–1925) an US-Präsident Woodrow Wilson (1856–1924) und dem «Selbstbestimmungsrecht der Völker» sichtbar zu machen und in ihrem historischen Umfeld zu rekontextualisieren. Im Fokus der Aufmerksamkeit steht dabei einerseits die historische Rekonstruktion der «Vierzehn Punkte» Wilsons und dem in der Folge entstandenen Völkerbund, andererseits Steiners Kritik des Selbstbestimmungsrechts der Völker, des Völkerbundes sowie der Person Wilsons. Durch diesen Rückblick erhoffen sich die Autoren einen tagespolitischen Impuls für die Überwindung des Konzeptes eines ethnisch oder kulturell homogenen Nationalstaates.

Ted von Baarda untersucht Steiners Kritik an den Wilson'schen Friedensplänen und stellt diesen Betrachtungen die Konzeption Steiners gegenüber, der das Selbstbestimmungsrecht der Völker kritisierte und den nationalen Einheitsstaat durch eine dreigliedrige Gesellschaft ersetzen wollte. Diese bezeichnet Steiner als «funktionelle Föderation», in der Kultur, Recht und Wirtschaft autonome Teilmglieder sind. Dabei unterstreicht von Baarda den Individualismus als Grundpfeiler des Steiner'schen Denkens, und rückt ihn damit in die Nähe eines aufklärerischen Individualismus, der – philosophiehistorisch betrachtet – als Gegenbewegung die aristotelische Stadt «von Natur» durch einen von seiner Herkunft und Bindung befreiten Menschen ersetzt. Der antinationalistische Impetus ist einer solchen Konzeption inhärent.

Im umfangreichsten Beitrag dieses Sammelbandes beleuchtet *Markus Osterrieder* die zerstörerischen Folgen des nationalen Selbstbestimmungsrechts in Mitteleuropa. Er verweist darauf, dass die Vielfalt an ethnischen, sprachlichen, religiösen oder sozialen Konflikten für die Heranwachsenden ein Klima der Buntheit entstehen liess, in der ein Klima der Toleranz eingeübt wurde. Eine Fülle historischer Details wird ausgebreitet, um das Umfeld zu rekonstruieren, in dem die Kritik Steiners situiert ist. Dabei nimmt aber die Auseinandersetzung damit einen verhältnismässig kleinen Raum ein. Es werden die Bemühungen Steiners betont, auf die Politik einzuwirken. Er hatte sich von einem Zusammentreffen mit dem Aussenminister Kühlmann erhofft, dass dieser den Dreigliederungsgedanken in Brest-Litovsk als Gegenthese zum Selbstbestimmungsrecht Wilsons propagieren würde. Diese Erwartungen wurden enttäuscht; genauso wie diejenigen, die Steiner in Max von Baden setzte, dem möglichen Nachfolger für das Amt des Reichskanzlers. Im Gegensatz zu den in der letzten Zeit vorgebrachten Vorwürfen des Antisemitismus und Rassismus zeigt diese Darstellung das Bild Rudolf Steiners, der sich stets gegen völkisch-nationalistische Denkströme geäussert hat und der betonte, dass das Festhalten am leiblichen Blutprinzip zum Niedergang der Menschheit führen müsse.

Im Beitrag von *Jens Heisterkamp* wird erneut auf das Engagement Steiners vor dem Hintergrund des historischen Geschehens der Jahre 1917–1918 eingegangen.